

Die Neue Welt

Nr. 37

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1899

Gelesyne.

Novelle von Jan Pier. Autorisirte Uebersetzung aus dem Böhmischen von Franta Hájek.

I.

Eine italienische Szenerie breitet sich vor uns aus. Unter dem azurnen Himmel von blendender Klarheit ein schönes Thal, dessen üppig bewaldete Lehnen von der Sommengluth überhissen sind. Helios neigt sich bereits dem Horizonte zu, streut über den westlichen hügeligen Theil des Thales ganze Garben glühender Strahlen und umhüllt mit goldenem Scheine jede Biume und alles Laub der grünen Wildnis.

Eine schwere, schwüle, durch Ueberhitzung vibrirende Luft liegt auf der Niederung, deren saftiges Grün und satte Farben in den dichteren und tieferen Partien durch purpurviolette und schwarzbläuliche Schatten durchbrochen erscheinen. In der Mitte des Thales schimmert in kilometerlanger Ausdehnung und in der Breite von etwa zweihundert Schritten ein Chaos von weißen Steinen, Sand und aufgewühlter Erde, eine große zerrissene und zersurchte Aufhäufung von Gerbmassen, wie sie der apenninische Torrento mit seinen Frühlingswassern in den italienischen Thälern anzuhammeln pflegt.

Im Sommer sind solche Torrenti klein, klar und still und auch in unserem Thale windet sich solch ein klares, stilles Bächlein, eingezwängt zwischen die felsige Thalwand und die Erdhaufen.

Dieser Bach heißt Wyszowka oder auch kurzweg Wawaner Bach, und jener Theil des Thales, in welchem wir uns befinden, breitet sich zwischen der Silbernen Skality und der Einöde Nowna aus. Wyszowka ist kein Torrento, und nur ein überauswengliches, unerfahrenes und durch eine dichtere Brille in das Skality Thal blinkendes Gemüth könnte den böhmischen Bach beschuldigen, den in tropischer Gluth versunkenen Wiesengrund durch anhäufte Steinmassen verwelkt zu haben. Die weißen Steinhaufen sind durch kein Zusammenwirken der Naturkräfte hier aufgethürmt worden, sie sind das Produkt und Verdienst des nimmer rastenden, schaffenden Menschengestirns.

Die wellenförmige Oberfläche der Steinwüste sieht aus, als wäre hier ein Wolkenbruch von Schubkarren, kleinen Handwagen, Spaten, Hacken und ähnlichen Gerätschaften niedergegangen, alles Werkzeuge, mit welchen der Mensch zu seinem Nutzen oder zu seiner Kurzweil das Antlitz der Mutter Erde verunstaltet. Bei näherer Betrachtung können wir jedoch wahrnehmen, daß in diese anscheinende Wirrnis dennoch eine Art von Ordnung und Symmetrie gebracht wurde; zwischen den Gruben und Sandhaufen winden sich, wie ein eiserne Aderock, eine Menge schmaler, auf einem Gerippe von hölzernen Schwellen befestigter Doppelgleise.

Seitwärts, dem nahen Skality zugewendet, steht

inmitten des hier aufgehäuften Schotterz ein primitives Gebäude, dessen mittlerer, einstöckiger Theil sich über die beiden ebenerdigen Seitenflügel erhebt. Auf dem Giebel des Gebäudes glänzt, oder besser gesagt, brüht sich eine unansehnliche Inschrift:

Böhmisch-Mährische Transversalbahn.
Abtheilung III.

Unternehmer Gabriel Chladel.

Diese umfangreiche Schotterwüste ist der Bauplatz des Skalityer Bahnhofes.

Es war bereits nach Feierabend, trotzdem wimmelte es unter den Steinhaufen von Arbeitern. Aus der Vogelschau hätten sie für große Ameisenhaufen angesehen werden können, die die Farbe der Masse, in welcher sie wühlten, angenommen haben. Sonnenverbrannt, abgerissen, bestäubt und schweißtriefend wälzten sie sich zu der Bauhütte des Unternehmers, von der sie sich dann, wie eine an dem Felsen zerschellende Brandung in kleineren Wellen zurückstürmt, einzeln oder auch in Gruppen vereint, wieder entfernten, um dem nahen Städtchen oder den umliegenden Dörfern zuzusteuern.

Um die Hütte herum konzentrierte sich der ganze Lärm einer brillenden, lachenden, mehrere Hundert Köpfe zählenden Menge. Den meisten Lärm verursachten Diejenigen, die am eifrigsten zur Ruhe mahnten und „Stille“ schrien.

Alles drängte sich um einige umgestülpte Karren, auf deren Boden die Münzen kollerten oder auch in die Höhe sprangen, wenn der Eine oder der Andere erregt mit der Faust auf das Brett schlug.

Einige „Partien“ waren bereits abgelohnt. Mißtrauisch überzählten die Arbeiter das empfangene Geld, schimpften auf den Unternehmer, auf die schlechten Zeiten und auf ihre Partieführer, zahlten einander gegenseitig die gemachten Schulden, kauften und verkauften und verschwanden dabei wie Skavaliere, während sie im Umdrehen mit ihren wartenden Frauen um jeden einzelnen Kreuzer feilschten.

Der Skantineur umschlang mit Blicken und Händen seine Schuldner, und wenn ihm einer mit dem Gelde in der Hand dennoch entkam, wurde er von seiner Frau sicherlich erwischt. Die gellende Stimme dieses schwachen, abgekehrten Weibes zischte unaufhörlich durch die Luft, wie der Lasso des Gaucho über der Herde, traf die ausersesehenen Opfer mit nie versiehender Sicherheit, und brachte die gezähmten zu der Kasse des Skantineurs. —

Der Zeichner, der Magazineur und der Kassenlist des Unternehmers zahlten gerade drei verschiedenen Parteien aus, jeder nach einem revidirten Zahlbogen. Der Partieführer rief nach seinem Verzeichniß die Arbeiter vor. Der Angestellte des Unternehmers hatte nur die Aufgabe, das Geld den Leuten aus-

zuzahlen, denn die Lohnlisten wurden die ganze Woche hindurch von dem Partieführer geführt, der auch die Arbeiter in die verschiedenen Lohnkategorien einzureihen hatte, sie einstellte oder auch entließ, und ihnen auch die Strafen diktirte.

Infolge dieser nicht unbedeutenden Machtbefugnisse standen die Partieführer zu ihren Arbeitern stets in einem klaren, bestimmten Verhältnisse, entweder in entschiedener Kameradschaft oder in nicht minder entschiedener, ausgesprochener Feindschaft. Im letzteren Falle opferten sie ihre Popularität, um sich nach Oben einzuschmeicheln — die armen Tröpfe!

„He, Ihr dort vorne!“ rief Jemand aus dem Haufen, der den auszählenden Magazineur umdrängte, „sagt doch unserem Alten in's Ohr, daß ich mir für die Kreuzer, um die er uns bestiehlt, eine Pistole kaufen werde. . . .“

„Wer war das?“ schrie der betroffene „Alte“ wüthend in den Haufen und hob die Faust.

„Her mit dem Kerl!“ riefen die Vordersten nach rückwärts und lachten.

„Kommt und holt ihn! Faßt ihn!“ antworteten fünfzig Stimmen im wilden Gelächter aus dem Hintergrunde, und über dem Kopf des Ältesten flog ein Steinchen.

„Wartet mir! Euch werde ich es schon heimzahlen,“ knirschte in ohnmächtiger Wuth der Älteste.

„Ruhe!“ mahnte der Magazineur, der sich an der Seite des unbeliebten Partieführers nicht recht wohl fühlte. „Die Ungezogenheiten Ihrer Leute haben Sie selbst verschuldet, Balzar! Widersprechen Sie nicht! . . . Und nun weiter mit der Auszahlung. . . . Josef Prachtil! Sechs Tage zu neunzig Kreuzern, macht fünf Gulden und vierzig; Abzug für die Krankenkasse elf Kreuzer; Auszahlung: Fünf Gulden und neunundzwanzig Kreuzer. . . .“

Das Geld wurde auf das Brett geworfen.

„Vincenz Tumler: Fünf und einen halben Tag zu achtzig Kreuzern, macht vier Gulden und vierzig; Strafabzug zwei Gulden. . . .“

„Waaas — Strafabzug? Ich? . . . Wo für?“ empörte sich der Arbeiter, der die Hand bereits nach dem Gelde ausgestreckt hatte. „Partieführer, heraus mit der Sprache!“

„Für die Beschädigung des Handwagens. . . . Und für Ihre Frechheit sind Sie auf der Stelle aus der Arbeit entlassen!“

„Jungens, habt Ihr es gehört?“ wendete sich Tumler an seine Kameraden. Wüthend schlug er mit der Faust auf das Brett.

Das Loben der Menge wurde immer stärker, und unheilverkündende Ausrufe wurden laut. Die Hinteren drängten nach vorn, und über den Köpfen erhoben sich Fäuste und Stöcke.

„Wie ich gesagt habe, Dem gebührt die Pistole!“ rief wieder die unbekannte Stimme, und zwei Steine, groß wie Kinderköpfe, flogen über den Zahlstisch.

„Ich bitte Euch, Ihr Leute, müßigt Euch,“ suchte mit unsicherer Stimme der Magaziniere die Wollenden zu beschwichtigen und sprang zugleich auf die Plattform des Wagens. „Unordnung während der Auszahlung kann und will ich nicht dulden!“ Bei dieser, energisch sein sollenden Drohung schlug ihm die Stimme über. „Hat Jemand Ursache, sich über den Partieführer Balzar zu beschweren, so soll er es thun, wie sich's gehört. Sie, Tumler, bleiben noch hier, nach der Auszahlung will ich mit Ihnen zu dem Unternehmer gehen.“

Der Lärm wurde immer stärker. Partieführer Balzar erblaste.

„Hört Ihr nicht auf zu lärmern, dann nehme ich das Geld fort, und Ihr bekommt heute keinen Heller mehr!“ schrie mit gellender und vor Furcht zitternder Stimme der Magaziniere.

Das wirkte. Die Arbeiter, die auf ihren Lohn noch warten mußten, suchten ihre Kameraden, die das Geld bereits empfangen hatten, und deren Muth infolgedessen auch größer war, selbst zur Ruhe zu bewegen.

Tumler winkte beschwichtigend seinen Freunden, und der Zufall wollte es, daß die Aufmerksamkeit der aufgeregten Menge nach einer anderen Richtung abgelenkt wurde.

„Geld für die dreißigste Partier! Meine Jungens, zur Auszahlung!“ rief eine mächtige Stimme von der Bauhütte her. In der Thür des Gebäudes erschien die hohe Gestalt eines starken, knöchigen Mannes. Der Rechnungsführer begleitete ihn.

„Galat! Hoch dem Partieführer Galat,“ rief die Menge. „Fort mit Balzar!“

Mit der Miene und den Gebärden eines verständigen Mannes ließ der Führer der dreißigsten Partier die von seinen Leuten und anderen Freunden dargebrachte Schuldigung über sich ergehen.

Der Sturm war vorüber. Der Magaziniere beendete die Auszahlung und führte den Rebellen Tumler und Balzar zur Verhandlung.

Alle Drei stiegen die knarrenden Stufen der Bauhütte in den ersten Stock hinauf und betraten dort das Arbeitszimmer des Unternehmers.

Nur die kühle Seele des Rechners kam in solch' einem Raume verweilen, ohne von ihrer Glanzigkeit einzubüßen. Kein Bild auf buntemaltem Tapete spendete dem Auge wohlthuenden Trost, kein Teppich milderte den lauten Schritt; vier kahle, nackte Wände, einige lange, unangelegene, auf Böden liegende Holzplatten, und mehrere herumstehende dreibeinige Schemel bildeten die Haupteinrichtung. Als Brantstück ein alter, abgenutzter Schreibtisch, dem sich ein halbzerschrogener Rohrstuhl mit defektem Sitz würdig anpaßte.

Sämmtliche Gegenstände waren mit Papieren bedeckt. Winzige Streifen und Schnitzel, daneben andere, groß wie Leintücher, zusammen gerollt oder frei aufliegend, seidenartig glänzende Streifen Pausleinwand, sowie ganze Rollen Pauspapier, Alles bunt durcheinander. Und alle die Stoffe bedeckte ein feines Dessin sauber ausgeführter Zeichnungen, Ziffern und Buchstaben, Zifferchen, so klein und zahllos, daß es dem Tumler angst und bange wurde, wenn er sich einen solchen Vogen ansah.

Er wendete den Kopf und stierte nach der Zimmerdecke oder auf den Fußboden, um sich der Wirkung zu entziehen, welche der scharfe Geruch der herumliegenden Panzen auf ihn übte, ein Duft, der allen Baubureauz eigen ist, und auf arglose Gemüther ebenso einwirkt, wie der Weihrauch in der Kirche.

Tumler mußte warten. Der Zeichner, welcher mit der Auszahlung früher fertig geworden als der Magaziniere, kam mit einem anderen Partieführer, um neues Geld zu holen. Um den Schreibtisch herum standen einige Männer. Den Mittelpunkt dieser Gruppe bildete eine kleine, runde Gestalt mit einem rothen, kegelförmigen Kopfe. Der Umfang dieses Kopfes war in der Stirngegend um ein Bedeutendes geringer als um die knöchigen Kiefer und den feisten Nacken herum. Auf den er, ein Blick

mußte man in ihm den „Herrn“ erkennen. Einen zerschneidenden Blick zwischen den dicken Fingern haltend, prüfte und pustete er mit den beiden Mundwinkeln, wobei er unaufhörlich mit den Schuhabsätzen aneinanderklopfte.

„So!“ ließ er sich endlich vernehmen, indem er den Stift weglegte. „Der Vogen ist revidirt. Ihre Partier erhält hundertachtundfünfzig Gulden, zwölf und einen halben Kreuzer. Herr Rösner, nehmen Sie das Geld in Empfang.“

Der Zeichner zählte die Summe nach, und der dicke Herr drehte sich mühsam auf seinem knarrenden Stuhl und pustete dabei wie eine Lokomotive.

„Hören Sie, Gistra,“ sagte er zu einem Aeltesten, „ich habe mich überzeugt, daß Sie sonst ein sehr brauchbarer Partieführer sind, aber Gines müssen Sie unterlassen: Sie verfahren mit meinem Material gerade zu schändermäßig. In dieser Woche haben Sie mir sieben Karren zerschlagen und . . .“

Ein junger Mann, der neben dem Unternehmer stand, sagte diesem etwas leise in's Ohr.

„Naah . . . so, so. . . Ich irre mich, Sie haben die siebente Partier unter sich, und es ist die siebzehnte, welche die Karren kaputt macht, aber, wie gesagt, Gistra, ich beobachte Sie aufmerksam und sage Ihnen, nehmen Sie sich zusammen und seien Sie achtsamer. Und nun gehen Sie!“

Der Magaziniere, Balzar und Tumler traten vor.

„Ich bitte unterthänigst, Herr Unternehmer,“ begann Balzar, „dieser Mann giebt sich wegen der Strafe nicht zufrieden. Er hegte die ganze Partier gegen mich auf und verursachte einen Aufruhr. Hätte ich mich nicht geschlichtet, wäre ich gesteinigt worden, und — und . . .“

„Halt, halt!“ unterbrach ihn der Magaziniere, „Sie schwindeln. So schlimm war es nicht. Ein bißchen gekümmert haben die Leute, und ein paar Steinchen wurden geworfen, aber solche kleine Späßchen kommen bei jeder Auszahlung vor, und . . .“

„Aufruhr!“ stieß der Unternehmer hervor, sich von seinem Entsetzen erholend. „Das ist, was ich am meisten fürchte! Solches Gefindel hat kein Gewissen! Mensch!“ wandte er sich an den jungen Mann am Schreibtisch, „wie oft habe ich Ihnen schon an's Herz gelegt, nur unter der Aufsicht der Gendarmerie die Auszahlung vorzunehmen! Andere Unternehmer zahlen überhaupt nur in Gegenwart der Gendarmen, nur ich allein soll Ihrer Laune zuliebe meinen Kopf bei solchem Pöbel riskiren! Warum? frage ich. Sie allerdings nehmen es leicht, Sie sind noch jung, und können Ihren Kopf . . .“

„Bitte sich zu gebühren,“ unterbrach der junge Mann den aufgeregten Herrn. „Hören wir erst die Beschwerde. Ich war vorige Woche bei dem Jawornicker Biadukt in Anspruch genommen, und verlor so Balzar's Partier aus den Augen.“

„Also, was ist gefällig, Herr!“ schauzte der Unternehmer Tumler an.

„Der Herr Partieführer zog mir die Hälfte meines Lohnes ab, weil ich unwillig einen Wagen beschädigt haben soll. Aber Balzar verdient selbst die Strafe, er ist selbst schuld daran. Am Dienstag gab er uns Beide, mich und den Praskil, zu dem mit Steinen schwer beladenen Wagen. Ich sagte gleich, daß wir den Wagen nicht allein bewältigen können, es geht da zu sehr bergab. Aber der Herr Partieführer hat mich angefahren, wir sollten nur machen. Und so fuhren wir ab und in fünf Minuten war der Wagen richtig aus dem Geleise und in der Grube am Felsen. Ich schlug mich dabei wund und verletzte mir den Fuß, weil ich den Wagen festhalten wollte. Mein Fuß ist ganz abgeschunden und geschwollen, ein Anderer würde sich schon hinlegen. . . .“

„Ach was, hinlegen!“ brummte ärgerlich der Unternehmer. „Aber so seid Ihr Alle. Habt Ihr nur einen Splinter hinter dem Nagel, schreit Ihr schon nach dem Krankenhaus.“

„Bitte es sich anzusehen, gnädiger Herr. . . .“

„Lassen Sie, lassen Sie,“ schrie der Unternehmer und wandte sich zu dem jungen Manne: „Ich kann solch' einen Anblick nicht ertragen, es wird mir gleich übel. Legih'n hat unser Papagei — Sie kennen ihn ja, Herr Ingenieur — der gelbe Monsieur

Brallard mit dem Wolf gespielt und hatte dabei nach ihm mit dem Schnabel. Der Hund ist sonst ein gutmüthiges Vieh, aber diesmal verstand er den Spaß nicht, er versuchte den Vogel und biß ihn in den Hals. Nun denken Sie sich das Geschrei und den jammervollen Anblick — mir wurde ganz übel davon, gleich mußte ich ein Gläschen Madeira zu mir nehmen, und heute noch, wenn ich daran denke . . .“

„Um uns nicht aufzuhalten, Herr Chladel . . .“ unterbrach wieder der junge Mann, „erledigen wir erst die Angelegenheit mit den beiden Arbeitern.“

„Die sollen sich zum Anfall scheeren! Es sind alles Schreier und Aufwiegler, wie ich immer sage, und darum sollen Sie das nächste Mal die Gendarmerie zuziehen.“

„Ist Tumler's Aussage richtig?“ wandte sich der Ingenieur an Balzar.

„Ja — insofern allerdings,“ brummte der Partieführer, „aber es war seine Pflicht, Beihilfe zu verlangen, wenn der Wagen zu schwer war. Ich habe die Ladung nicht gewogen.“

„Sie haben ihn ja angefahren, als er das, was Sie ihm jetzt vorschreiben, thun wollte! Herr Unternehmer, ich bitte anzurufen, daß dem Manne sein Lohn ohne Abzug ausbezahlt werde,“ rief der Ingenieur.

„Wie?! Für meinen Schaden soll ich ihn noch belohnen?“ brauste der Unternehmer auf. „Wie soll ich da nur zu meinem Gelde kommen. Ich zahle immer nur aus und zahle . . .“

„Tumler ist einer von unseren besten Arbeitern; ich kann mich dafür verbißern.“

„Na, ich verzeihe ihm . . . nur damit ich meine Ruhe habe. Ich schenke ihm die Buße. Aber er soll sich den Leichtsinne abgewöhnen und namentlich das Aufwiegeln. Nur keinen Aufruhr! Ihr unvernünftigen Geschöpfe, Ihr wißt nicht einmal, zu welchem Danke Ihr mir verpflichtet seid; ich ermahne Euch; meine Beamten, meine Partieführer sind Eure Obrigkeit! Habt Ihr schon vergessen, was man Euch in der Schule gelehrt hat, wie Ihr Eure Obrigkeit ehren soll?“

Tumler warf dem Ingenieur einen dankbaren Blick zu, machte vor dem Unternehmer eine unhöfliche Verbeugung und verließ den Saal.

„Balzar!“ sprach der Ingenieur zu dem verdutzten Partieführer. „Gewöhnen Sie sich daran, Ihre Leute anders zu behandeln. Ihre Kreaturen in der Partier können machen, was sie wollen, während sie die andere Hälfte mißhandeln.“

„Der Unternehmer, unser Herr Ingenieur . . .“ wehrte sich der Aelteste.

„Still! Merken Sie sich, was Ihnen gesagt wurde. Wenn mein Ingenieur spricht, so ist es gerade so, als wenn ich spreche. Adieu!“

Balzar ging.

„Ist es wahr?“ frug Herr Chladel den Ingenieur. „Veider ja, und es wird wohl nichts Anderes übrig bleiben, als daß wir den Balzar wieder zum Figurant machen, der er früher gewesen.“

„Neht so! Ganz recht! Nur energisch muß man vorgehen, mit der Karbatsche wo möglich, sonst werden wir nie Ruhe haben. . . .“

Die Fenster erdröhnten. „Unser Herr Ingenieur soll leben! Er lebe hoch!“ rief die Menge draußen.

„Schon wieder Lärm! Sind die Menschen von Sinnen? Sie geben keine Ruhe,“ jammerte der Unternehmer. „Das geht nicht mehr ohne die Gendarmen. Die nächste Auszahlung geht nach meinem Rezepte vor sich! Verstanden?“

Der Ingenieur zuckte mit den Achseln.

„Mensch, hören Sie einmal,“ wandte sich Herr Chladel ihm wieder zu, „heute haben wir wieder schrecklich viel Geld gebraucht. Wie groß ist die Gesamtsumme der Löhne?“

„Fast drei Tausend Gulden.“

„Eine schreckliche Summe! Wenn es so weiter geht, bin ich bald am Bettelstab. Sie reden mit immer von Ersparnissen und Ersparnissen, und ich sehe nur meinen Schaden.“

„Wir bauen billiger, als all' die Anderen. Heberzungen Sie sich gefälligst und vergleichen Sie die Afordypreise mit unseren thätlichen Ausgaben.“

Die Sintfluthsagen.

Von A. Demmer.

(Schluß.)

Von der Deukalionssage existirt eine noch jüngere Fassung, als die des Ovid, in einer Schrift des Lucian aus dem zweiten Jahrhundert nach Christus. Da erzählt Lucian von seiner syrischen Heimath, daß es im Libanon einen Tempel gebe, den Deukalion gestiftet haben solle, und der wegen eines Erdspalts, in den sich das Wasser der Sintfluth zurückgezogen haben solle, von Pilgern aus ganz Vorderasien besucht werde. Hier wird Deukalion zu einem Skothen, von Pyrrha ist nicht die Rede, dagegen von Weibern und Kindern des Deukalion. Dieser wird wegen seiner Frömmigkeit gerettet in einem großen Kasten eigenen Fabrikats, in dem er seine Familie und allerlei Thiere unterbringt. Er landet dann auf dem Libanon. Von der Erzeugung einer neuen Menschheit aus Steinen, die in der ursprünglichen Deukalionssage einen Hauptzug bildet, wird bei Lucian gar nicht mehr gesprochen. Bei ihm liegt eine Fassung vor, wie sie sich bei den syrischen Griechen unter dem Einfluß der jüdischen Uebersetzung oder auch der babylonischen, von der noch zu sprechen ist, gebildet hatte; da ist denn freilich die Aehnlichkeit mit der biblischen Sage so groß geworden, daß die Lucian'sche Uebersetzung mit der ursprünglichen griechischen nur noch den Namen des Deukalion gemeinsam hat: ein interessantes Beispiel, wie eine Uebersetzung sich wandeln kann, und wie sehr man sich bei ihrer Benutzung vor voreiligen Schlüssen hüten muß.

Es gab in Griechenland noch eine zweite Fluthsage, die mit den eleusinischen Mysterien zusammenhing. Sie knüpft sich an den Namen eines mythischen Königs von Attika, Ogyges. Hier handelt es sich nur um eine Ueberschwemmung von Attika, der viele Menschen zum Opfer fielen; nicht einmal von einem Schiff, in dem Ogyges sich gerettet, ist in der Sage die Rede. Damit ist also auch nichts anzufangen.

Gleich den Griechen haben auch die Inder eine Fluthsage, bei der christlicher Einfluß nicht in Frage kommen kann. Jedoch findet sie sich noch nicht in den ältesten Uebersetzungen der Inder, den Vedea, die in das zweite Jahrtausend vor Christo zurückreichen, sondern zum ersten Male in einem Sanskritgedicht, das nicht lange vor Christi Geburt aufgeschrieben worden ist. Der Gerettete ist Mann, der Vater des Menschengeschlechts. „Eines Morgens,“ heißt es da, „brachte man dem Mann Wasser, um sich zu waschen; und als er sich gewaschen hatte, blieb ihm ein Fisch in den Händen. Der sprach zu ihm folgende Worte: 'Schütze mich, so will ich dich retten.' 'Wovor willst du mich retten?' 'Eine Fluth wird alle Geschöpfe vernichten; davor will ich dich retten.' 'Wie soll ich dich schützen?' Der Fisch antwortete: 'So lange wir klein sind, schweben wir in großer Gefahr, denn ein Fisch verschlingt den anderen. Bewahre mich zuerst in einer Schüssel. Wenn ich zu groß werde, so grabe mir eine Grube und setze mich hinein. Wenn ich noch größer werde, so trage mich in's Meer. Dann bin ich vor Vernichtung sicher.' Bald wurde er ein Großfisch. Da sprach er zu Mann: 'In dem Jahre, in dem ich meine volle Größe erreiche, wird die Fluth hereinbrechen. Alsdann baue ein Schiff und bete mich an. Wenn die Wasser sich erheben, so gehe in das Schiff, und ich werde dich retten.' Nachdem Mann den Fisch gepflegt hatte, trug er ihn in's Meer. In dem Jahr, von dem der Fisch gesagt, baute Mann ein Schiff und betete den Fisch an. Und als die Fluth hereinbrach, ging er in das Schiff. Da kam der Fisch zu ihm geschwommen, und Mann handelte das Tau des Schiffes an das Horn des Fisches, und so brachte dieser ihn über den nördlichen Berg. Der Fisch sprach: 'Ich habe dich gerettet, binde das Schiff an einen Baum, damit das Wasser es nicht fortschwemmt, während du auf dem Berge bist; wenn das Wasser allmählig fällt, so magst du hinabsteigen.' Mann stieg mit den Wassern hinab, und darum heißt dieser Berg der Abstieg des Mann.' Mann bringt dann ein Opfer von geklärter Butter, vier Milch

und Molken dar; daraus entsteht nun ein Weib, welches die Mutter des Menschengeschlechts wird. — Von dieser Sage giebt es noch zwei jüngere Formen, jede wieder bedeutend verändert. Um eine Aehnlichkeit mit dem biblischen Bericht zu entdecken, muß man ein: kräftig entwickelte Phantasie besitzen; als tatsächliche Grundlage der indischen Sage sind die Ueberschwemmungen des Indusdelta zu betrachten.

Was sonst noch an Fluthsagen bei indogermanischen Völkern vorgebracht wird, ist mehr oder minder zweifelhaft. Bei den Franzosen, dem Volk der Boroasterreligion, findet sich eine Ueberschwemmung, wonach die durch Ahirman, das böse Prinzip, verdorben und mit unreinen Dämonen erfüllte Erde durch eine Fluth gereinigt werden sollte. Der Genius des Wassers bringt sie hervor. Nach dreißigtägigen Regenströmen ist die Erde mit Wasser mannshoch bedeckt. Als nun jene Dämonen darin ungelommen sind, trägt ein Wind vom Himmel das Wasser zu den Wolken empor. Aus dem übrigen bildet Ormuzd das Weltmeer. Was das nun mit dem biblischen Sintfluthbericht gemeinsam haben soll, ist nicht abzusehen; außerdem aber muß man bedenken, daß jene Ueberschwemmung aus einer erst im vierzehnten Jahrhundert n. Chr. aufgezeichneten Schrift stammt, als die Perser längst mit dem Mohammedanismus in Berührung gekommen waren.

Die Litaner wußten früher zu erzählen, daß der Gott Bramzimas, da er die Erde voll Unordnung sah, die zwei Niesen Wandeer, den Wind, und Wejas, das Wasser, schickte, um sie zu verwüsten. Nur einige Menschen retteten sich auf einen Berg. Da fühlte Bramzimas Mitleid, und da er gerade himmlische Misse ah, so ließ er eine Schaale davon in die Nähe des Berges fallen. In die Schaale entrannen die Menschen und zerstreuten sich nachher. Nur ein hochbetagtes Paar blieb im Lande, betriibt, keine Kinder zu haben. Da schickte Bramzimas ihnen seinen Regenbogen als hoffnungsvolles Zeichen und befahl ihnen, auf die Knochen der Erde zu springen. Die beiden Alten machten neun Sprünge, und daraus gingen neun Paare hervor, welche die Vorfahren der neun litauischen Stämme wurden. Die Anklänge zwar nicht an den biblischen Sintfluthbericht, aber an andere biblische Erzählungen, die man darin finden könnte, sind sicher auf christlichen Einfluß zurückzuführen; mit der Noah'schen Fluthsage hat die litauische Ueberschwemmung nicht die geringste Aehnlichkeit.

Sogar die Edda, die Sammlung altnordischer Mythen und Heldenlieder, hat herhalten müssen. Die drei Söhne des Vörr, Ubin, Bili und Ve, tödten den Niesen Ymir, dessen Körper ihnen dient, um die Erde daraus zu fertigen. Aus seinen Wunden rinnt so viel Blut, daß das ganze Niesengeschlecht darin ertrinkt, mit Ausnahme des Bergelmir und seiner Frau, die sich in einem Boot retten und ein neues Niesengeschlecht erzeugen. Hierin eine Erinnerung an die Noah-Fluth erblicken zu wollen, ist natürlich grotesk.

Eine ganze Anzahl Fluthsagen findet sich in Amerika. Leider sind sie alle durch die Hände bekehrungseifriger Missionare gegangen und dabei durchweg im Sinne einer Annäherung an den biblischen Bericht „verbessert“ worden. Bei dem mexikanischen Stamm der Chichimeken fand sich im sechzehnten Jahrhundert nach einem spanischen Bericht die Ueberschwemmung, daß sich aus der großen Fluth nur Coxcor und seine Frau Cihualcoatl gerettet hätten. Dagegen wäre gewiß nichts zu sagen. Dazu haben aber spanische Missionare ein erklärendes Bild von Eingeborenenhand „gefunden“: Zwei Personen in einem Kahn, dabei ein Berg, auf diesem ein Baum mit einer Taube, die an eine Anzahl Menschen zungenartige Zeichen austheilt. Da hat man nun Alles schön beisammen, Sintfluth und Sprachverwirrung. Ebenso durchsichtig ist die Sache bei der Sage der Michoacaner in den Anden, wonach sich aus der Fluth Tezpi rettete in einem Schiff, das er mit allerlei Thieren beladen hatte. Nach einiger Zeit fand er einen Geier aus, der aber nicht wiederkam. Der kleine Stollbrü, kuitzitilin, wurde dann ausgeschickt und kehrte mit einem Fwolge im Schnabel zurück. In ähnlicher Weise sind auch die übrigen

„Ja, ich will mich überzeugen. So können wir nicht weiter wirtschaften. Gleich morgen fangen wir an. Geben Sie mir die Rechnungen, die Verträge und Vorausschläge gleich mit, ich will sie mir die Nacht über durchsehen. Obnehin habe ich keinen Schlaf mehr, solch' eine Unruhe anält mich! . . . Hören Sie mir, legthün . . . eigentlich so: Ich trinke, müssen Sie wissen, regelmäßig vor dem Schlafengehen ein Gläschen Sherry und stelle das leere Glas dann immer auf die Untertasse, auf der es mir gebracht wurde. Legthün . . . wie ich nun jetzt so verstreut bin, stelle ich es auf den Schreibtisch. Kannst du dich niederlegen, fällt es mir ein. Oh, bleibe wo du bist, denke ich mir und verfinde einzuschlafen. Aber nein, es ließ mich nicht in Ruhe, immer sah ich das Glas auf dem unrechten Plage, ob ich die Augen offen hatte oder nicht, ob ich auf der rechten oder auf der linken Seite lag, Alles vergebens. Ich zog die Decke über den Kopf, aber auch das hat nichts genützt. Und so anält ich mich zwei Stunden, ohne einzuschlafen, bis ich endlich aufsprang und das Gläschen auf die Untertasse warf. Dann erst konnte ich einschlafen. Das ist doch eine eigentliche Nervosität! So ist mein Schicksal! . . . Wie spät haben wir es eigentlich?“

„Es schlug bereits sieben.“
„Also vorwärts denn, damit ich in Mithowitz noch den Zug erreiche. Und morgen auf Wiedersehen!“
„Morgen? Da ist ja Sonntag, da arbeiten wir ja nicht.“

„Ich komme mit der ganzen Familie . . . Wissen Sie . . . eine Landpartie . . . habe ich es Ihnen noch nicht gesagt?“

„Ich entsinne mich nicht.“

„Se nun, wir unternehmen morgen eine Landpartie . . . einen Ausflug . . . oder, verstehen Sie nicht? Du lieber Gott, sind Sie ein wunderlicher Mensch, über Alles soll man Ihnen Langes und Breites erklären. Wir fahren um die neunte Stunde mit der Franz Joseph's-Bahn von Prag ab und gegen Mittag sind wir dann hier. Schicken Sie mir den Wenzel mit der Kutsche nach dem Bahnhof. Und noch einen zweiten Wagen soll er mieten. . . . Allerdings werde ich es ihm selbst noch sagen. Aha, was Sie mir da zusammen packen, das sind wohl die Verträge und die Rechnungen, . . . ein respectables Kasikel, eine schöne Arbeit das, bis ich damit fertig bin, bin ich hin!“

Laut stöhnend und pfeifend stieg der dicke Herr die Treppe hinunter.

„Und nach welcher Richtung wollen wir morgen fahren?“ frug der Ingenieur. „Vielleicht nach Gradel?“

„Haben Sie ein Gewissen? Mensch, erinnern Sie ja nicht an die Berge! Ich und Berge besteigen! Borgefährten erst habe ich mich heilig verschworen, daß mich kein Mensch mehr auf einen Berg bringen wird! Begleite ich da einen Freund über den Wenzelsberg, immer bergauf, immer bergauf . . .“

„Also wohin morgen?“

„In die Jowaner Wälder. Ich will mir bei der Gelegenheit auch die Strecke ein bißchen ansehen. Das wird ein Labsal sein für meine Nerven. Machen Sie es uns recht bequem; Wägelchen, Leute, auch etwas zum Beißten . . . Krebs . . .“

Herr Gladel reichte seinem „Menschen“ noch aus dem Wagen die Hand, Wenzel hieb auf die Pferde, und das Gefährt fauste gegen Mithowitz.

Der Ingenieur befahl dem Figuranten, den Galatheebeizuschaffen, und gab dem Ältesten der dreißigjährigen Partie einige den Auszug des Unternehmers betreffende Anordnungen.

Der verlässliche Partieführer versprach, für alles Nöthige sorgen zu wollen. Die Herrschaften sollten es recht bequem haben, um auf der ganzen Strecke von Stalis bis Jewan alle die Naturschönheiten genießen zu können. Auch an dem gewünschten Imbiß sollte es nicht fehlen.

(Fortsetzung folgt.)

amerikanischen Fluthsagen durch christlichen Beisatz bis zur Umrückbildung ihrer ursprünglichen Gestalt entstellt worden. Und nun gar, was sich bei afrikanischen Stämmen, bei Eskimos und auf ozeanischen Inseln von Fluthsagen findet, ist so handgreiflich von christlichen Missionaren zu Erbauungszwecken zurechtgemacht, daß sich nicht einmal sagen läßt, ob irgend eine Erinnerung der Eingeborenen an eine ehemalige lokale Ueberschwemmung ihres Landes zu Grunde liegt.

Die bisher betrachteten Fluthsagen werfen kein Licht auf die biblische Ueberschwemmung, mit der sie, soweit sie für authentisch gelten können, offenkundig nicht das Mindeste zu schaffen haben. Zwei Länder aber kommen noch in Frage, von deren in neuerer Zeit entzifferten Literaturdenkmälern man Aufklärung über Bedeutung und Gegenstand der biblischen Sintfluthsage erwarten dürfte, nämlich die beiden uralten Kulturzentren Egypten und Babylon. Im Lande des Nils findet sich nun keine Spur von einer Fluthsage, und das ist sehr begreiflich; denn die jährlichen Ueberschwemmungen des Nils sind für die Bewohner Egyptens ein Segen: es fehlte also je der Anlaß. Anders bei den semitischen Bewohnern Mesopotamiens. Hier giebt es allerdings eine Fluthsage von unzweifelhafter Echtheit, die sich mit der biblischen Erzählung in allen Punkten so eng berührt, daß ein Zusammenhang ganz unabweisbar ist. Die babylonische Sintfluthsage bildet einen Bestandteil des sogenannten Nimrod-Epos, eines babylonischen Gedichts, das auf zwölf Keilschrifttafeln die Geschichte eines mythischen babylonischen Königs Izdubar erzählt. Izdubar hat die Liebe der Göttin Ishtar verschmäht und wird deshalb von ihr mit Ausiaz geschlagen. Da macht Izdubar sich nun nach der Insel der Seligen auf, um sich bei seinem Vorfahren Nach-napisti (das heißt Nohe der Seele, daher das biblische, aus dem Hebräischen unerklärliche Noah) Rath zu erholen. Der erzählt ihm die Geschichte seiner wunderbaren Errettung aus der Sintfluth. Der babylonische Noah ist in der alten Schifferstadt Surripal an der Euphratmündung zu Hause. Die Götter, vor Allem Bel, beschließen eine Fluth anzurichten. Aber der Gott Ea thut ihren Rathschluß seinem Schützling Noah kund: „Mann von Surripal, Sohn des Ubaratum, zimmere ein Haus, baue ein Schiff, rette, was du von Lebenssammen finden kannst, laß fahren die Habe, rette das Leben, bringe Lebenssammen aller Art auf das Schiff. Das Schiff, welches du bauen sollst, 300 Ellen sei das Maß seiner Länge, 60 Ellen das Maß seiner Breite und seiner Höhe.“ Darnach verfährt Noah, verpicht das Schiff gehörig und geht dann mit Familie, Gesinde, Habe und allerlei Lebenssammen hinein. „Der den Sturzregen sendet, ließ in der Nacht einen furchtbaren Regen strömen. Vor dem Tagesanbruche zitterte ich. Ich trat in das Schiff, verschloß sein Thor, übergab Buhurkurgul, dem Steuermann, die große Arche sammt ihrem Inhalt. Als die Morgenöthe aubruch, stieg auf am Horizont schwarzes Gewölk; Namman (babylonischer Gott, ebenso die folgenden) domerte darin, während Nabu und Marduk hervortraten und als Führer über Berg und Thal schritten. Der Gott Uragal riß das Schiff los, und es schritt Nihib dahin, überschwemmte die Ufer . . . Nammans Wogenschwamm stieg zum Himmel empor, alles Licht verwandelte sich in Finsterniß. Vertilgt ward alles Leben vom Antlitz der Erde. Der Bruder sah den Bruder nicht mehr an, die Menschen kannten einander nicht mehr. Im Himmel erbebten die Götter vor der Fluth, suchten Zuflucht, stiegen hinauf zu Anns' Himmel.“ Sechs Tage und sechs Nächte steigt die Fluth; am siebenten Tage nimmt es ein Ende. „Da sah ich auf das Meer, ließ meine Stimme erschallen — aber alle Menschen waren wieder zu Erde geworden. Ich öffnete die Luke, Licht fiel auf mein Antlitz, ich sank geblendet zurück, setzte mich und weinte, über mein Antlitz flossen mir Thränen. Ich schaute auf: die Welt ein weites Meer. Zwölf Ellen hoch stieg Land auf. Nach dem Gebirgsland Nizir (Höhenstreifen im südlichen Assyrien, zirka 600 Kilometer nordwestlich von der Euphratmündung) nahm das Schiff den Lauf. Der Berg des Landes Nizir hielt das Schiff fest und ließ es nicht von der Stelle.“ Sechs Tage hängt

die Arche hier. „Als der siebente Tag herannahte, ließ ich eine Taube hinausfliegen. Die Taube flog hin und her; da kein Ruheplatz da war, kehrte sie zurück. Dann ließ ich eine Schwalbe hinausfliegen. Die Schwalbe flog hin und her; da kein Ruheplatz da war, kehrte sie zurück. Einen Raben ließ ich fliegen, der Rabe flog, sah das Abnehmen des Wassers, fraß, ließ sich nieder und kam nicht zurück. Da ließ ich nach den vier Winden Alles hinaus und goß ein Opfer aus auf dem Gipfel des Berges. Die Götter rochen den lieblichen Geruch, wie Fliegen sammelten sie sich um den Opfernden.“ Bel ist anfangs ergrimmt, daß Menschen dem Verderben entronnen sind. Er läßt sich aber durch Ea's Zureden versöhnen und verfest Noah und sein Weib nach der Insel der Seligen.

Soweit der keilschriftliche Sintfluthbericht. Wie man sieht, ist er beinahe identisch mit dem biblischen, nur daß in der Bibel die Sage auf den Glauben an einen Gott zugeschnitten ist. Die Ähnlichkeit ist so groß, daß es nicht einmal möglich ist, anzunehmen, es handle sich um eine den semitischen Völkern gemeinsame Tradition: wenn beide Sagen von einem gemeinsamen Ursprung aus unabhängig von Geschlecht zu Geschlecht mündlich weiter überliefert worden wären, hätten sie im Laufe der Jahrtausende so stark auseinandergehen müssen, daß nicht diese frappante Ueberschwemmung bis auf den Namen des Helben Noah, der hebräisch sunlos ist, vorhanden sein könnte. Die Frage ist vielmehr nur die: ist der biblische Bericht, beziehungsweise sind die beiden biblischen Berichte aus dem babylonischen geschöpft oder umgekehrt? Die Antwort kann heute keinen Augenblick zweifelhaft sein. Gleich zu vielem Anderen haben die Juden auch den Sintfluthbericht aus Mesopotamien entlehnt. Der babylonische Fluthbericht geht mit dem ganzen Nimrod-Epos nach astronomischen Beziehungen in dem Gebicht in eine Zeit zurück, zu der die Frühlingssonne noch im Zeichen des Stiers stand, vor 2000 v. Chr., als das jüdische Volk noch nicht existierte.

Zugestanden, daß dem biblischen Sintfluthbericht keine Selbstständigkeit zukommt, daß vielmehr der babylonische seine Quelle ist, so erhebt sich die Frage, was für ein Faktum dem babylonischen Bericht zu Grunde liegt. Gewisses ist darüber naturgemäß nicht zu sagen; aber sehr ansprechend ist die Annahme des Wiener Geologen Eueh, daß in uralten Zeiten eine durch Erdbeben verursachte Fluthwelle aus dem Meer, begleitet von Vulkanbrüchen und Wirbelstürmen, sich über die Niederungen an der Mündung von Euphrat und Tigris ergossen und Millionen von Menschenleben vernichtet habe. Darnach wäre dann die babylonische Sage eine durch mythischen Beisatz veränderte Erinnerung. Ähnliche Ereignisse, wie sie ja heute noch in verschiedenen Welttheilen vorkommen, werden denn auch den übrigen Fluthsagen zu Grunde liegen, soweit sie nicht einfach mythischen Charakters sind. —



Die Erzeugung von Wohlgerüchen.

Von P. M. Grempe.

Aus geschichtlichen Uebersieferungen wissen wir, daß schon im Alterthum die Völker des Orients Parfümrien mannigfacher Art in großen Mengen verbrauchten. Wie beliebt die Aromatas waren, welche Aufgaben und Wirkungen ihnen zugeschrieben wurden, zeigt am besten die Bemerkung des (im ersten Jahrhundert nach Christi lebenden) griechischen Schriftstellers Plutarch: „Wegen ihres angenehmen erfrischenden Duftes wird nicht allein die Luft verändert, sondern der durch sie erschütterte Körper wird auch zum Genuße des Schlafes geschikt gemacht. Die Sorgen, die den Tag über bedrückten, werden zerstreut, ja auch die Einbildungskraft wird gleich einem Spiegel geglättet.“

Bei den Völkern des Alterthums fand denn auch eine nach unseren Begriffen sehr verschwenderische Verwendung gut riechender Stoffe statt. Die Orientalen verbrauchten nicht nur Parfümrien zu Räucherungen und in Form von wohlriechenden Wassern

zum Waschen, sondern sie riechen sich auch in andergleichen Maße mit Salben ein und parfümirten oft sogar die Speisen und Getränke. Zur Erklärung dieser Erscheinung können im Wesentlichen zwei Gründe geltend gemacht werden: die durch die große Hitze hervorgerufenen unangenehmen Ausdünstungen des menschlichen Körpers werden aufgehoben, und die wohlriechenden Blumen und Harze sind ja in tropischen Gegenden besonders zahlreich und leicht zu gewinnen. Da nun der Mensch des Alterthums die wohlriechenden Stoffe verschiedener Art sehr liebte, so ist es erklärlich, daß die Lehre, die Götter seien Freunde der Aromatas und hätten lieblich duftende Opfer gern, sich bald in Form religiöser Vorschriften kleidete und also auch zu erhöhtem Konsum von Parfümrien beitrug. In wie großem Maßstabe wohlriechende Stoffe, besonders Weihrauch, bei den religiösen Cerimonien verbraucht wurden, läßt sich aus vielen Stellen der Bibel ersehen, und noch heute wird bekanntlich in katholischen Kirchen „Weihrauch“ verbraucht.

Es würde zu weit führen, hier eingehend die Mittel und die Art und Weise der Parfümrien-Erzeugung des Alterthums zu erörtern; es dürfte genügen, nur kurz auf die wichtigsten Aromatas jener Zeit einzugehen. Für die Zusammenstellung des Pulvers zum Weihrauch findet sich im zweiten Buch Moses folgendes Rezept: Balsam, Stacte, Galbanum und reiner Weihrauch in gleichen Theilen zu Pulver gestoßen. Zum Einsetzen des Körpers wurde aus verschiedenen Pflanzen gewonnenes Del benutzt; die zum gleichen Zweck hergestellten Salben wurden theils dadurch gewonnen, daß man dem Del aromatische Stoffe zusetzte, theils aber fand auch der flüchtige Theil des Myrrhenharzes als sogenannte „natürliche Salbe“ Verwendung.

Für die Entwicklung und Verbreitung der Parfümriekunst des Mittelalters waren die Kreuzzüge von großer Bedeutung; das Abendland lernte dadurch neue Wohlgerüche kennen und die in Italien und Frankreich schon eifrig betriebene Erzeugung von Aromatas nahm einen wesentlichen Aufschwung. Die Entwicklung der französischen Parfümrien-Erzeugung wurde durch den großen Konsum des Hofes (Ludwig XV. allein ließ jeden Tag seine Wohnräume mit einer anderen Parfümgattung besprengen) so gefördert, daß Frankreich bis vor nicht langer Zeit auf dem Gebiete dieser eigenartigen Industrie unerreicht dastand. Erst in den letzten Jahren hat sich in Deutschland aus kleinen Anfängen heraus die Parfümrien-Produktion so verbessert und gehoben, daß sie jetzt auch in den Augen der ausländischen Interessenten große Beachtung findet. Unsere heutige Parfümrien-Fabrikation in Deutschland hat denn auch bereits die ausländische Konkurrenz in empfindlichem Umfange aus dem Felde geschlagen.

Als Rohmaterialien für dieses chemische Kunstgewerbe kommen in erster Linie die aus verschiedenen Pflanzentheilen gewonnenen Nichtstoffe in Betracht; während daneben die thierischen Sekrete: Moschus, Bibergeil, Ambra und Zibeth schon seit jeher benutzt wurden, sind die infolge der Fortschritte der Chemie dargestellten künstlichen Nichtstoffe erst in neuerer Zeit gefunden und in größerem Umfange in dieser Industrie verwendet worden.

Zur Entziehung der wohlriechenden Substanzen aus den Pflanzen kommen im Wesentlichen folgende Verfahren in Betracht: Gewinnung durch Pressung, durch Destillation im strömenden Wasserdampf, durch das Macerations- oder Infusionsverfahren, durch Absorption (Einsleurage) und durch Extraktion.

Die Methode der Pressung kommt hauptsächlich bei der Erhaltung wohlriechender Stoffe aus den Schalen verschiedener Früchte in Betracht. Bei Anwendung des hohen Druckes der hydraulischen Pressen fließen die Pflanzentheile in einen Behälter und es verbleibt nur ein Rückstand (Presskuchen), der ölfrei ist. Die so gewonnene Flüssigkeit zeigt infolge der Verunreinigung durch Pflanzentheile und der in den Schalen enthaltenen Flüssigkeiten eine milchige Farb. Nach einigen Stunden ruhigen Stehens hat sich das ausgepreßte Produkt geklärt, das an der Oberfläche schwimmende Del wird abgesehen und durch Filtration gereinigt. Dieses Ver-



Die Töchter des Fischers. Nach dem Gemälde von Heinrich Mey.

us-
oft
ung
wei
öhe
gen
and
in
zu
die
die,
ien
nde
ten
von
abe
den
fich
nte
ch"
die
rie-
efte
mer
des
nich
nun
ver
aus
die
eils
sche
fuge
lir-
ar-
lige
da-
lien
von
Die
ung
nd-
ame
so
Zeit
un-
fich
die
ben,
hen
lige
u. d
nem
st-
nen
Be-
te:
reit
litt
erst
nge
zen
ide
ng,
rd
rd
ich
ben
Bei
ben
ter
der
in-
nd
ine
nen
rt,
th-
er-

fahren ist zwar ziemlich einfach, kommt aber nur bei der Production gewisser billiger Parfümerien zur Anwendung.

Die Destillation wird bei den Pflanzen zur Gewinnung der Nächststoffe oder ätherischen Oele benutzt, deren Dämpfe sich mit denen des kochenden Wassers in großem Maße verflüchtigen, also Lavendel, Fenchel, Kümmel, Muscatnüsse, Zimmt zc.

Die Methoden der Maceration oder Infusion und der Absorption oder Ensturation benützen in verschiedenen Ausführungsformen die Eigenschaft der fettigen Stoffe, Wohlgerüche aus den Pflanzen in großem Maße auszuziehen und in sich aufzunehmen. Den so hergestellten duftenden Fetten und Oelen kann dann im Interesse der Gewinnung flüssiger Parfümerien durch starken Weingeist der größte Theil des Wohlgerüches wieder entzogen werden. In manchen Fällen wird als Mittel zur Entziehung des Duftes nicht Fett, sondern Kohlenäure gebraucht.

Wendet der Parfümer die Eigenschaft gewisser Flüssigkeiten (wie Chloroform, Schwefelkohlenstoff, Petroleum oder Schwefeläther), Blüten zc. auszuwaschen, an, so haben wir das gute Verfahren der Extraktion.

Die bei der Gewinnung guter Parfümerien benutzten Materialien, wie Fette, Oele, Wachs, Paraffin, Alkohol, Aether zc., müssen von möglichst größter Reinheit und tadelloser Beschaffenheit sein. Da die im Handel vorkommenden Fette durchweg mehr oder minder verunreinigt sind, so wird durch mechanische und chemische Mittel die durchgreifende Reinigung derselben bewerkstelligt. Wenngleich gut gereinigte Fette von Schweinen, Rindern, Bären zc. und von Palmfrüchten in der Parfümerie-Erzeugung verbraucht werden, so hat zu diesem Zweck in letzter Zeit doch der Konsum des flüssigen Paraffins zugenommen, da ihm nicht der den anderen Fetten eigenthümliche „Fett“-Geruch anhaftet.

Ziemlich schnell hat das Glycerin, welches ebenfalls Nächststoffe gut und schnell aufnimmt, Eingang und dann auch umfangreiche Verwendung in dieser Luxusbranche gefunden. Das Glycerin selbst wird als Nebenprodukt bei der Fabrication von Stearinerzen gewonnen.

Der als Extraktionsflüssigkeit verwendete Alkohol muß fuselfrei sein; je gewissenhafter die Reinigung des Spiritus vorgenommen wird, desto bessere Erfolge werden in der Herstellung flüssiger Aromatas erzielt. Wie wichtig diese Reinigung ist, geht daraus hervor, daß trotzdem noch die Parfümeriekunst die durch Erfahrung wohl begründete Vorsicht anwendet, nicht alle Alkoholarten gleichmäßig zur Fixirung bestimmter Wohlgerüche zu verwenden. So wird Jasmin immer mit dem aus Rüben gewonnenen Spirit angefügt, während wieder nur Weinspirit das Hülfsmittel zur Anfertigung des Eau de Cologne (Wasser aus köln oder glüner Wasser) ist; auch Zitronengeruch wird zweckmäßig durch Cognac fixirt. „Wo.u all' diese Mühe!“ kann man ausrufen, wenn man dann hört, daß wohl auch die geübtesten Geruchsnerven nicht im Stande sind, die für die Parfümerien benutzten Spirituosen zu erkennen. Für die sorgfältige Reinigung und Auslese der Alkoholarten ist eben allein die Thatsache maßgebend, daß die feinsten Wohlgerüche nur durch die Anwendung einer Flüssigkeit von bestimmter Herkunft festgehalten und entwickelt werden.

Die benutzten aromatischen Pflanzen sind so groß an Zahl, daß es zwecklos wäre, hier auch nur die wichtigsten zu registriren; theils wachsen sie auch in unseren Ländern (Veilchen, Flieder zc.), zum größten Theil aber entfalten sie sich auf dem Boden tropischer Gegenden (Muscablitthe, Nelken, Orangen zc.).

Der tüchtige Fachmann wird immer nur die besten Rohstoffe einkaufen; er wird sich also durch den anscheinend hohen Preis der vorzüglichsten wohlriechenden Pflanzentheile nicht stören lassen, weiß er doch, daß nur die feinste Waare viel ausgiebt, daß nur sie für seine Zwecke wirklich brauchbar und damit auch durchaus preiswerth ist.

Soweit diese Rohmaterialien aus weiten Fernen zu uns kommen, müssen sie möglichst frisch verarbeitet oder, wenn dieses nicht möglich ist, in luftigen Räumen aufbewahrt und vor jeder Schimmelbildung durch Auslese schlechter Bestandtheile bewahrt werden.

Da nur wenige Aromatas thierischer Herkunft in der Parfümeriekunst benutzt werden, so ist es möglich, auf diese kurz einzugehen. Ob diese Thierstoffe wirklich „Wohl“-Gerüche entwickeln, darüber kann man verschiedener Meinung sein, denn selbst bei großer Verdünnung haben diese Substanzen — wenn sie allein gebraucht werden — einen für die meisten Kulturmenschen unangenehmen Geruch. Trotzdem werden sie in der Parfümerie-Industrie benutzt, weil diese thierischen Produkte gute Fixirungsmittel für gewisse Pflanzengerüche sind.

Wenden wir uns zunächst zu dem am bekanntesten Aromata dieser Art, dem ungemein intensiv riechenden Moschus. Er stammt von den männlichen Moschusthieren, die auf den Bergen des Himalaja leben. Die Thiere sondern den Moschus in einerbeutelartigen Drüse von der Größe einer halben Wallnuß ab. Nach der Erlegung des sehr schönen Thieres schneidet der Jäger den Moschusbeutel los, dessen Inhalt je nach dem Alter und der Jahreszeit in Bezug auf Menge, Farbe und Beschaffenheit verschieden ist. Im Frühjahr ist die Moschussubstanz eine weiche, rothbraune Masse von salbenartiger Beschaffenheit und entwickelt den stärksten Geruch; zu anderen Zeiten des Jahres erlegte Thiere weisen im Moschusbeutel beinahe schwarz aussehende Körner auf, die in der Größe zwischen der eines Hirsekorns und der einer größeren Erbse schwanken. Die Moschussubstanz, welche 25 bis 40 Gramm von der riechenden Substanz enthalten, werden sofort von den Jägern an der Luft, auf heißen Steinen oder durch Einweichen in heißes Del getrocknet. Dann gelangt der Moschus in den Handel, theils in den Beuteln, theils herausgenommen als Körnermoschus. Beim Einkauf dieses Aromatas ist wegen der frechen Fälschungen die größte Vorsicht an Platze. Der größte Betrag wird gerade beim Verkauf von Moschus verkauft. Da werden z. B. aus Thierhäuten Beuteln zusammengeklebt, die mit trockenem Blut, Erde, Sichorie, Asphalt zc. ausgefüllt sind; der Geruch wird durch ein geringes Parfümiren mit gutem Moschus hergestellt. Auch die echten Moschusbeutel werden oft eines Theiles ihres riechenden Inhaltes beraubt und durch ähnliche Stoffe wieder gefüllt, oder wohl gar durch Blei- und Stupferstückchen noch beschwert. Beutelmoschus erzielt pro Kilo Preise von 500 bis 2500 Mark; ohne Beutel steigern sich die Preise um 25 bis 50 Prozent.

Das aus zwei birnenförmigen Beuteln des Biberis gewonnene stark riechende Sekret spielt zwar nur eine untergeordnete Rolle in der Parfümerieherstellung, aber es muß doch ebenfalls oft zur Fixirung gewisser Gerüche herangezogen werden. Bibergeil oder Castoreum ist eine salbenartige Masse von brauner bis schwärzlicher Farbe, die stark unangenehm riecht. Der unter dem Namen Hyracinum bekannte Stoff ist in seinen Eigenschaften und in seiner Verwendung dem Bibergeil sehr ähnlich; er wird von dem im Kaplande lebenden Klippdachs gewonnen.

Der Botival liefert die Ambra, ein Material, das in den Meeren schwimmend angetroffen wird. Wenngleich meist nur kleine Stückchen gefunden werden, so sind doch auch Ambrastücke angetroffen worden, die zwanzig bis fünfzig Kilo wogen. Der Preis dieses Stoffes ist in letzter Zeit infolge selteneren Vorkommens gestiegen; ein Kilo kostet jetzt bis 7000 Mark. Die Ambra-Substanz ist fettig, grauweiß und entwickelt unangenehmen Geruch; nach der Auflösung in Weingeist und genügender Verdünnung wirkt der Ambraduft angenehm auf unsere Nerven. Die Parfümeriekunst setzt diesem Stoffe einigen Wohlgerüchen im Interesse größerer Haltbarkeit zu oder mischt ihn mit anderen Düften.

Der letzte animalische Stoff der Parfümerie-Industrie ist das Zibeth; es wird von der in Afrika und Asien heimischen Zibethfäse erhalten, die diese Substanz in einer Doppeldrüse absondert. In der Luft trocknet die zuerst weißlich-gelbe butterartige Masse stark zusammen und nimmt eine braune Färbung an. Auch Zibeth wirkt nur bei gehöriger Verdünnung auf unsere Geruchsnerven angenehm. Im Gegensatz zu den vorher erwähnten thierischen Aromatas wird es für Parfümeriezwecke auch für sich allein verwendet; daneben dient es dann noch zur Festhaltung anderer Gerüche. Das Kilo kostet etwa 500 Mark.

Die Darstellung künstlicher Nächststoffe ging zuerst davon aus, die in vielen Pflanzprodukten vorkommenden Aether nachzubilden, also Fruchtäther zu gewinnen. Diese Produkte wurden seit vielen Decennien schon bei der Anfertigung von Konditorwaaren benutzt. Die Schwierigkeit bei der Gewinnung eines künstlichen Nächststoffes besteht darin, dessen Geruch wesentlich mit dem des natürlichen in Uebereinstimmung zu bringen, was insofern nicht leicht ist, weil die meisten Ausgangsprodukte immer mehrere, also nicht nur eine riechende, chemische Verbindung enthalten.

Künstliches Vanillin wurde anfänglich aus dem Cambialsaft der Coniferen (Nadelhölzer) hergestellt, wird jetzt aber aus Nelkenöl gewonnen. Da früher Heliotropin ein sehr begehrter Nächststoff war, so hat die Chemie Mittel und Wege gesucht, ihn möglichst billig zu fabriciren. Heliotropin, ursprünglich aus Piperin, dem Bestandtheil des Pfeffers, gewonnen, kostete pro Kilo zweitausend Mark; nachdem man gelernt hat, diesen Nächststoff aus dem Saftrol, welches in großem Maßstabe bei der Fabrication des Kamphers gewonnen wird, darzustellen, ist der Preis pro Kilo bis auf etwa 85 Mark gefallen. Dabei ist aber die höchst eigenthümliche Thatsache zu konstatiren, daß der Konsum dieses Nächststoffes trotz des großen Preissturzes eher ab- als zugenommen hat.

(Schluß folgt.)

— Eine Herbst-Fahrt in den „Rosengarten“. —

(Schluß)

Von Rudolf Lavant.

Es war eine saure Schneetreterei, die jenseits des Bärenlochs ihren Anfang nahm und bis zur Hütte fortbauerte. Man fiel fast bei jedem Schritt bis zum Knie in den weichen Schnee, und wenn es dabei auch noch aufwärts geht, so ist das nur ein „fogenannter“ Genuß, der noch dadurch erhöht wird, daß man nach und nach, trotz der eingelegten, festen Nagelschuhe, nasse Füße bekommt. So scharf kann man die Schuhe nicht zuschnüren, daß nicht allmählig etwas Schnee zwischen Strumpf und Oberleder geräth, den die Körperwärme schmilzt, und nach und nach quatscht es bei jedem Schritt auf die unbehaglichste

Weise. Müht der Schnee von einem ruhigen, gleichmäßigen Fall her, so geht es immer noch, bei uns aber handelte es sich um tüchtige Wehen und einmal trat man auf verschneites Alpenrosen- oder Bergföhrengestrüpp, also nicht tief, und im nächsten Moment in's fast bodenlose, was doppelt ermüdend ist. Natürlich kann nur im Gänsemarsch gegangen werden; Jeder benötigt immer wieder die Stappe, die der Anführer getreten hat, aber Jeder vertieft sie natürlich auch, so daß der Letzte, namentlich, wenn er kein Windhund ist und keine langen Beine hat, oft nicht weiß, wie er das eingesunkene Bein wieder

heraus an die Oberfläche bringen soll. Das giebt ganz lustige Situationen, und da der erfahrene Bergsteiger in vielfacher Hinsicht abgebrüht ist, so lacht er noch herzlich, wo der Neuling bereits anfängt Blut zu schwitzen und den Einfall zu verwünschen, der ihn in diese Stein- und Schneewüste geführt hat. Immerhin waren wir Alle froh, als wir die Hütte erreicht hatten und das Herdfener knisterte, an dem wir uns eine Erbswürstuppe bereiteten. Keine Konferva ist in den Schuhhütten so beliebt, als diese, auch bei den Führern; denen italienischer Nationalität ist sie meiner Erfahrung nach meist

lieber als Fleisch, jedenfalls lieber als ihre fade Bolenta.

An eine lange Nacht war auch hier nicht zu denken; Santner und der Löwenhänsel trieben zum Aufbruch, denn es lag wie Schneesturm in der Luft, und von einem solchen wollten sich dieselben im Grasleitentessel und während des Aufstiegs zur Hochhöhe auf keinen Fall überfallen lassen. Ob wir freilich so weit kommen würden, erschien sehr bald äußerst fraglich, denn gleich hinter der Hütte hatte es dermaßen geweht und der weiche Schnee lag so massenhaft, daß Santner, der mit dem Pickel sondierend, vorausging, wiederholt bis an die Schultern einsank. Seine Tochter und der zweite Leipziger Herr waren geneigt, umzukehren und das aussichtslose Unternehmen anzugeben, der Hüttenwart aber blieb unbeweglich. Santner und Hansl hatten guten Muth, und da ich mich ebenfalls schwer zum Umkehren entschleße, so wurde der Vorwärtsmarsch fortgesetzt, langsam zwar, aber unaufhaltsam. Als wir uns glücklich bis zum Grasleitentessel durchgekämpft hatten, was allerdings ein faures Stück Arbeit war, besserten sich die Schneeverhältnisse bedeutend, aber dafür trieb der Sturm von links her Nebel- und Wolkenfetzen in den Kessel und spornte un're Führer zu möglichster Eile, denn damit rückte die Gefahr, in einen Schneesturm zu gerathen, in bedrohlichste Nähe, wenn uns auch der sonst so gefährliche Nebel nichts anhaben konnte; hat man erst den Aufstieg zum Paß erreicht, so kann man sich nicht mehr verirren. Der Paß wird hüben und drüben von himmelhohen Wänden flankirt und zwischen ihnen muß man eben bleiben, man mag wollen oder nicht. Dafür ist der Aufstieg so steil und so langwierig, daß er manchen Schweißtropfen kostete, und hatten wir erst das Aufhören des Schnees freudig begrüßt, so wünschten wir uns denselben bald zurück, denn das Aufsteigen über gefrorenes Geröll, das dennoch unter dem Fuß nachgiebt, ist auch kein Kinderpiel. Man muß, um einen festen Haß zu bekommen, den vorschreitenden Fuß quer stellen; versäumt man das, so rutscht man wieder zurück. Und das Aufsteigen will kein Ende nehmen; man hat einen mächtigen Felsblock dicht unterhalb der Paßhöhe, der gewissermaßen das Ziel der Anstrengungen bildet, fort und fort vor Augen und meint zuletzt, man müsse in einer knappen Viertelstunde oben sein, aber aus diesem Viertelstündchen entwickelt sich eine scharfe Stunde. Ich war bei dem langen, hageren Leipziger Herrn, der für Umkehren gestimmt hatte, zurückgeblieben, weil er am langsamsten vorwärts kam und am unsichersten war, und weil es möglich schien, daß er der Unterstützung bedürfte. Dieser Fall trat freilich nicht ein und der Herr hielt sich ganz tapfer, doch blieben wir immer weiter zurück und Hansl mahnte, von seinem Mantel umstatter, unangesezt zur Eile und schrie uns durch den heulenden Sturm, der sich zwischen den Felswänden verfangen hatte, seine Direktiven zu. Als er von der Paßhöhe aus gewahrte, daß er sich um uns nicht mehr zu kümmern brauchte, überschritt er dieselbe und eilte der Santner'schen Gruppe nach, und er war schon nicht mehr sichtbar, als wir endlich tief aufathmend auf der Paßhöhe standen, und hatte uns nur seine Fußspuren als Wegweiser zurück gelassen. Jenseits des Passes, das ganze Bajorletthäl hinter, lag nämlich wieder tiefer Schnee — vom Paß hatte es ihn über die Steile hinunter in den Grasleitentessel geweht. Nun, das Schwerste war überstanden, selbst ein Schneesturm hätte uns nun nichts mehr anhaben können und unten in der Hütte erwartete uns ein beaglich warmes Zimmer und ein dampfender Thee. So gingen wir denn seelenruhig wieder an's Schneefreien und erweiterten, in die Stapsen unserer Vorgänger fallend, dieselben zu wahren Elefantenspuren, die sich schön blau von der weißen Fläche abhoben. Im Vertrauen auf meine verhältnißmäßige Leichtigkeit lief ich wohl auch einmal, meine Last nach Kräften verringert, zehn, zwölf Schritte neben den Spuren über den an der Oberfläche gefrorenen Schnee, um plöglich beim dreizehnten ganz unerwartet tief einzubrechen; dann hatte ich wieder dem Gefährten aus einer besonders tiefen Grube herauszuhelfen, kurz, es fehlte nicht an allerlei Abwechslung. Das

ganze Bild war freilich düster, trübe, nebelhaft und verschleiert, denn der Himmel war grau und wolkig und die im Sonnenschein eines klaren Herbsttages entzückend bizarre und großartige Szenerie erschien eintönig und melancholisch. Zudem fehlte alle Fernsicht und die kleinen Menschenlein, die sich zwischen den Felskolossen wie Ameisen abwärts arbeiteten, empfanden auch nicht minutenlang die Versuchung, in einen jubelnden Jubel auszubringen und das Echo wachzurufen. Von alle den fabelhaften Farbenwundern, die ein herbftlicher Sonnenuntergang in dieser grandiosen Gebirgswelt auf der Palette hat, bekommen wir nichts zu sehen; nur erzählen konnte ich meinem Gefährten, wie man mit offenem Munde dasteht, wenn das riesige Schneefeld der eisgepanzerten Marmolada, wie von Himbeerröthe übergoßen, plötzlich in's Gesichtsfeld tritt.

„Chi va piano, va sano!“ (Wer langsam geht, geht sicher!) pflegen die italienischen Führer zu sagen, und fügen wohl hinzu: „e lontano!“ (und weit!). Auch für uns kam der Moment, in dem die Bajorletthütte vor unseren schneegeblendeten Augen auftauchte, und aus dem Schornstein stieg blauer Ho'zrauch in die dicke, neblige Abendluft. Santner's Tochter, obwohl gehörig durchnäßt, hatte hausfraulich ihres Amtes gewaltet; in dem verästelten Gaskammer war es bereits behaglich warm und der Herr Hüttenwart streichelte mit frostblauen Fingern den Ofen, der so prächtig funktionirte. Die Frage der Beheizung hochgelegener Schutzhäuser ist eine der allerheikelsten; ist sie befriedigend gelöst, so hat der Hüttenwart gewonnen, und entragt auch der Küchenherd allen Streikamwendungen und gestattet der Ofen, nicht bloß zu kochen, sondern auch zu braten, so bedeutet das Sieg auf der ganzen Linie. Allen anderen Uebelständen läßt sich abhelfen; ein Herd aber, der unermüdlich im Qualmen ist, dessen Platte jedoch so kalt bleibt, daß ein Frosch es zur Noth fünf Minuten auf ihr aushalten könnte, ist ein Kreuz für den Bewirthschafter und ein noch größeres für den unglücklichen Hüttenwart, der das mientbehrliche Möbel mit schweren Kosten erworben hat, womöglich als ein non plus ultra seiner Art, damit es, unter neuen beträchtlichen Transportkosten an Ort und Stelle gebracht, hartnäckig seinen Dienst versagte und der Anstrengungen aller zu Hilfe gerufenen Sachverständigen, Heizkünstler, Töpfer, Schornsteinfeger usw. gleichmüthig spottete. Ja, hätte man gute Steinkohlen für einen solchen Uebelthäter, aber er soll sich ja mit dem zähen Geäst der Legöhre heizen lassen, mit dem grünen sowohl wie mit dem dünnen, auch dann, wenn der Sturm der Hochregionen heulend über die Hütte dahinstraut, als wolle er sie in ungeheurer Anprall hinab in die Tiefe schleudern.

Die Hütte, die uns gastlichen Schutz bot und — ungeheure Mengen heißen, duftigen Thees, ist eine von den kleinen und bietet im äußersten Falle fünfzehn Touristen eine Lagerstatt; es sind nämlich sieben Betten und acht Matrazenlager vorhanden. Sie hat 4000 fl. ö. W. gekostet, die Einrichtung za. 1100 fl., und man kann wohl sagen, daß alle auf dem Gebiete des Hüttenbaues gemachten Erfahrungen hier mit sächsischer Gründlichkeit verwertet worden sind. Die Lage zu Füßen der imposanten, furchtbar steilen Bajorletthürme, an die sich nur Dolomitkletterer ersten Ranges wagen dürfen, ist prachtvoll und die Besteiger der leichteren Rosengartenpize kürzen den Weg bis zum Einstieg in die Felsen beträchtlich ab, wenn sie in der Bajorletthütte, statt in der Grasleitenhütte übernachten. Das hat seinen Werth, denn je frischer und ausgeruhter der Steiger ist, wenn seine eigentliche Arbeit beginnt, desto leichter wird er den Unfällen entgehen, die aus Ermüdung, aus dem Versagen der oft überschätzten Kräfte entstehen. Auch Verlegungen durch Steinfall werden desto sicherer vermieden, in je früherer Morgenstunde das Klettern in den Rinnen beginnt; wenn die Sonne höher kommt und das Eis des Nachtfrosts wegkleeft, kommen die vorher festgefrorenen Steine in's Rutschen, die kleineren bringen die größeren, viele kleine (u. h. eine ganz große) in Bewegung, und unplötzlich prasselt eine Steinlawine durch die schmale Rinne herunter, der man nur durch einen glücklichen Zufall zu entgehen

vermag. Für viele von den Touristen, die das Rosengartengebiet, die Perle Südtirols, queren, indem sie die in drei Tagen bequem zu Fuß abzwickelnde Rundtour Eggenthal — Karrersee — Grasleitent — Blumau oder umgekehrt machen, wird die Hütte freilich nur die Bedeutung einer Einsicht- und Erfrischungstation haben; wer die Tour allerdings in zwei Tagen machen will, der kommt von beiden Seiten wohl nur bis zur Bajorletthütte, für ihn ist sie daher auch als Uebernachtungsplatz von Wichtigkeit; Viele ziehen ja schon aus Neugierde die Schutzhütte dem nächsten Thalwirthshause vor; sie wollen auch einmal in einem alpinen Schutzhause geschlafen haben, um daheim davon erzählen zu können.

Wäre es nach mir und den Leipziger Herren gegangen, so hätten wir unseren Stab an diesem Tage nicht weiter gesetzt, sondern in der peinlich sauberen, freundlichen und ordentlichen Hütte übernachtet. Aber Santner und Hansl trauten dem Wetter noch immer nicht und meinten, das Sicherste sei, noch an diesem Abend Perra im Fassathal zu gewinnen, wenn auch das letzte Stück des Weges mit der Laterne werde gemacht werden müssen. So fügte man sich dem ihrer vorauszusetzenden besseren Einsicht und abwärts ging es nach den zahlreichen, verstreuten Sojahlütten, wo im Sommer viel Vieh weidet, und in den Schatten der Dämmerung aus dem Bereich der Felsen hinab auf die erste Thalstufe und in's Bereich der Kultur. Santner leuchtete mit einer weißen Papierlaterne voran und im Gänsemarsch folgten wir ihm blindlings und urtheilslos auf allerlei abschneidenden Richtwegen, über rauschende Bäche, durch finsternen Wald und an steilen Lehnen hinunter, nur das kleine Fleckchen erleuchteten Bodens vor uns im Auge, um keinen Fehltritt zu thun, der im Gebirge noch weit empfindlicher sich zu rächen pflegt, als im Flachland. Auch an verzelten Häusern, aus denen freundlicher Lichtschimmer uns grüßte oder eine halbverwunderte Stimme einen Abendgruß ins zurief, sind wir so vorübergekommen, um dann wieder in tiefe Finsterniß und auf ganz schmale, steile Pfade zu gerathen — kurz, man war von dem fortwährenden Wechsel und dem stumpfsinnigen Hinterdreintappen hinter der auf und ab pendelnden Papierlaterne förmlich wirr im Kopfe, als plöglich eine breite Lichtfluth uns entgegenzuschlug und wir vor dem Gasthause des Antonio Rizzi in Perra standen. Es war zwischen sieben und acht Uhr Abends, und da wir um sechs Uhr früh aufgebrochen waren, so hatten wir, trotz nur ganz kurzer Rasten, zu einer Tour, die sich unter günstigen Verhältnissen in sechs Stunden durchführen läßt, reichlich das Doppelte gebraucht; in kürzerer Zeit wäre sie aber trotz aller Anstrengung kaum zu bewältigen gewesen, denn der Schnee verurtheilte uns zu einem Tempo, das gar nicht in den Gewohnheiten und im Temperament der Verheiligten lag.

Man war nicht wenig erstaunt, so spät im Jahre und so spät am Tage noch eine so zahlreiche Gesellschaft aus dem Rosengarten einrücken zu sehen, und insig anzusehen war es, wie man von allen Seiten warme Strümpfe und warme Handschuhe herbeibrachte, damit wir unsere durchnäßten und förmlich durchweichten Bergschuhe von den Füßen brachten, die nur, um das Einschrumpfen zu verhüten, sorgfältig mit Heu ausgestopft und so an den warmen Küchenherd gebracht wurden. Dem Hüttenwart, den sie zum ersten Male in ihrem Leben erblickte, wollte des Wirthes zierliches Töchterlein Marietta, das im Sommer mit einer Magd die Bewirthschaftung der Hütte besorgt, eine besondere Ehre erweisen und brachte ihm ein Paar ihrer eigenen Pantöffelchen, die sich freilich als für ein Paar deutsche Infanteristen iße viel zu klein erwiesen und sich neben den massiven Bergschuhen des Gelehrten wie Puppen-schuhwerk ansahen.

Santner und Hansl behielten mit ihrer Wetterprognose nur zu Recht. Schon während wir beim Abendessen saßen, stöberte und regnete es wild durcheinander, um so blieb es die ganze Nacht, so daß wir früh den Anblick einer vollständigen Winterlandschaft hatten. Es gehörte keine besonders lebhaft

Phantasie dazu, sich zu vergegenwärtigen, wie es oben in den Bergen aussehen würde, und hätten wir unseren Uebergang einen Tag später zu machen gesucht, so würde der Versuch höchst wahrscheinlich gründlich gescheitert sein.

Daß diese verfrühte Winterlandschaft sich erst jenseits des Karrerseepasses nach und nach verlieren würde, lag auf der Hand, und so nahmen wir denn das Anerbieten unseres Wirthes an, uns nach Welschnofen zu fahren, wo das Größte hinter uns lag; wir wären sonst bis auf die Haut durchnäßt nach Bozen gekommen. Es wurde immer winterlicher, je näher wir der Höhe der Karrerseepeßes kamen, und als wir dieselbe erreicht hatten und im Rosengartenhof einkehrten, fehlten zur Weihnachtszenerie nur noch die Schlitten.

Der Rosengartenhof verdankt gleich dem unweit entstandenen großen Karrerseepeß-Hotel sein Dasein der neuen Kunststraße, die von Welschnofen im Anschluß an die Eggenthalstraße über den Karrerseepeß nach dem Fassauer Talthal führt. Früher stand nur ein kleines bescheidenes Wirthshäuschen, die „Alpenrose“, hier, in dem ich vor Jahren, spät im November, der Gast der Straßenbau-Ingenieure war, die in diesem Wirthshäusel ihr Baubüro aufgeschlagen hatten. Jetzt mögen die bescheideneren Touristen dem Rosengartenhof zufallen — das Karrerseepeß-Hotel ist nur für Kommerzienräthe, Engländer usw., die in eigenem Geschirr angerollt kommen, und die bestaunten Fußwanderer würden sich auch unter all den Proben sicher sehr unbehaglich fühlen. Ich habe kaum einen Blick auf das Hotel geworfen, das in der allernächsten Nachbarschaft des stillen, grünen, melancholischen kleinen Sees, in dem die

faulen Felsen und Zinnen der Latemargruppe sich spiegeln, sehr wenig am Plage ist und ein fremdes, störendes Element in die hochpoetische Landschaft bringt, und die Menschenklasse, die in diesen modernen, „feinen“ Riesen-staravanseerai der reizvollen Kulturwelt sich breit macht, ist mir so zuwider, daß ich wohl sagen kann: „Selbst in den Bergen athme ich erst dann leicht und frei, wenn ich die Region der Hotels unter mir habe und emporgelommen bin in die Region der einfachen, aber sauberen und schmunzigen „Hütten“. So geht es gewiß noch Tausenden von Dennen, die man vornehmlich als „waghalsige Bergfexe“ abthut; sie müssen eben hoch hinauf in die wilden und unzugänglichen Regionen der Bergwelt, um sich als Menschen zu fühlen und der Natur klopfenden Herzens in die dunklen, geheimnißvollen Augen zu schauen. Gewiß ist das Bergsteigen für Viele auch nur eine Modesache und sie wollen nur mitreden und — mitrenommiren und dem biedereren Philister eine Gänsehaut verursachen können, aber man möge das Kind nicht mit dem Bade ausschütten und nicht vergessen, daß unter den Kletterern auch die edlen Naturfreunde sind, die tapferen, lautereren, freisinnigeren Herzen, die dort oben den Naturzustand suchen und die aufstehen im Kampfe mit den ungebändigten, übermächtigen Gewalten, die immer sein werden, wie sie von Anbeginn gewesen.

In Welschnofen hielten wir Mittagstast und verabschiedeten unser Fuhrwerk, um thalab gen Karadann an die Südbahn zu ziehen. Ich kannte den Weg durch's Eggenthal mit seinen zahlreichen Kunstbauten, Sprengungen usw. nur von einem Nachtmarsch, den ich einst beim Schein der Spannfackel mit Santner ausgeführt; gegen die schauerliche, er-

habene Wildheit jenes Nachtmarsches, bei dem jedes Stillehören tief hinein in den Schlund der Hölle Dantes zu führen schien, fiel natürlich dieser Marsch im ehrlichen Tageslicht empfindlich ab und ich habe es wieder tief empfunden, wie poetisch die Nacht, wie prosaisch der Tag sein kann. Es war eigentlich schade, denn für Den, welcher nicht bei Nacht und bei irrem Fackellicht diese Straße gezogen ist, hat sie auch bei Tage des Wilden und Phantastischen gerade genug und darf für ein Schaustück des südlicher Landes gelten, wie denn überhaupt die sämmtlichen Eingänge in die Dolomiten außerordentlich reizvoll sind: Wilsnöß—St. Peter, Weidbruck—St. Ulrich, Blumau—Tiers und Karadann—Welschnofen wetteifern miteinander, und jeder dieser Wege hat Vorzüge vor allen anderen.

In Karadann ward noch einmal gestoppt; im Oktober zur Zeit der Weinlese, wo jedes Dorf nach Most duftet und jedes Fuhrwerk, dem man begegnet, ein Stückfaß geladen hat, befindet sich Alt und Jung in einer feucht-fröhlichen Stimmung, und diese Stimmung steckt auch den Mächtern an und nimmt ihm den Mut, die Frage der Stellnerin: „Noch ein Viertel?“ mit einem rauhen: „Nein!“ zu beantworten. Sie zucken Alle, Männlein wie Weiblein, und sind mit einem leichten Mänschen doppelt genießbar, weil doppelt menschlich. Unseren Freund Santner blühten wir hier ein; er blieb kleben und hat später sogar noch mitgetanzt; wir Anderen marschirten in golbigem Abendlicht hinein nach Bozen, nicht ganz frei von einem bescheidenen Stotze darauf, sicherlich die Letzte gewesen zu sein, die in diesem Herbst den Grastleerpeß überschritten und in den beiden Leipziger Hütten gestoppt hatten. —

Feuilleton.

Geistersehen.*

Die Schiffer auf den Frieseninseln meinen:

Wenn Einer unterging im fernen Meere,
Dah dann sein Geist zur Heimath wiederkehre,
Als düst'rer Trauerbote für die Seinen.

Schon Manchen sah im Dorfe man erscheinen:

Wirt hängt um's Haupt das Haar, das wasser-
schwere,
Und traurig starrt sein glanzlos Aug' in's Meere,
Dah, wer ihn wandeln sieht, beginnt zu weinen.

Ihr hört's, und spöttisch lächeln eure Weinen; —

Ich aber hab' in grauer Dämmerung
Des Heemannsglaubens Wahrheit tief empfunden.

Wie oft, wann's dämmert, ist mir dort erschienen

Der todt'en Liebe bleiches Nebelbildniß
Und, wie ein Traum, dem feuchsten Blick entschwunden!

Reinhold Fuchs.

Die Töchter des Fischers. Ein anspruchsloses Motiv, wie es sich am Strande des Fischerdorfes zur Frangzeit Tag für Tag ergibt, hat der Maler in unserem Bilde frisch dargestellt. Es erzählt keine Geschichte, es giebt eine fesselnde Stimmung treu und eindrucksvoll wieder. Fröhlich schon am Tage sind die Fischer hinausgezogen auf die hohe See, jetzt am Nachmittage sollten die Boote wieder anlaufen, und die Töchter der Fischer warten auf sie mit Regem und Rörben, in denen der Fang heimgebracht werden soll. Es sind jugendliche Mädchen, und die weißen Häubchen stehen gut zu den anmuthigen Gesichtern. Noch sind die Boote nicht in Sicht, aber so viel Zeit, sich behaglich in den Sand zu setzen, ist doch eigentlich nicht mehr: die Nege müssen ausgebreitet werden, und die thätigere jüngere Schwester wendet sich lächelnd an die ältere, sie aus ihren Träumereien zu wecken. Ein frischer Wind steht gerade auf das Land, in langen Räumen wälzen sich schäumend die Wellen

heran, eine schwere Luftlast lagert über dem Meere, aus dem sich am Horizont, fest noch von der Sonne goldig umfäumt, eine Wolkenwand hebt. —

Das Alter der Brillen. Gewöhnlich nimmt man an, daß die Brillen von den Arabern ungefähr im 11. Jahrhundert erfunden und von ihnen nach Europa gebracht worden seien, wo sie bereits im 12. und 13. Jahrhundert vorfinden. Der Name stammt vom Verrill, einem weiß grünlichen, durchsichtigen Mineral mit Glasglanz, das im Mittelalter gleichbedeutend mit Glas gebraucht wurde. Waren also die Brillen zur Verbesserung des Sehens bei Kurz- und Weitsichtigen schon im frühen Mittelalter bekannt, so waren sie im Alterthum nach der gewöhnlichen Annahme etwas vollständig unbekanntes. Dem gegenüber macht jetzt der Wiener Augenarzt Fufala im „Archiv für Augenheilkunde“ auf einige Stellen in alten Schriftstellern aufmerksam, aus denen er den Schluß ziehen zu können meint, daß die Brillen schon mehrere hundert Jahre vor Christi Geburt, wenn auch nicht allgemein, so doch vereinzelt von wohlhabenden Leuten gebraucht wurden. Bekannt ist ja die Angabe, daß Kaiser Nero, der im Jahre 68 vor Christi Geburt starb, die Gladiatorenspiele im Zirkus mit Hilfe eines kostbaren Smaragds betrachtete. Man hat diese Angabe des Plinius bei ihrer Vereinzeltung dahin zu deuten gesucht, daß es sich hierbei um einen Hohlspiegel gehandelt habe, mit dessen Hilfe der Kaiser die Spiele betrachtete. Doch weist Fufala darauf hin, daß eine solche Deutung auf ganz unmöglichen Voraussetzungen beruhe und daß es sich zweifellos um eine Verwechslung des Smaragds in derselben Weise, wie wir die Brillen benutzen, gehandelt habe. Aber auch in den Lustspielen des Plautus (254 bis 184 vor Christi Geburt) findet Fufala einige Stellen, die auf den Gebrauch von Brillen hindeuten. Ebenso wird ja auch von den Druiden, den Priestern der alten Keltten in Gallien und Britannien, berichtet, daß sie bei der Beobachtung der Sterne Smaragde zur Vergrößerung oder Verdeutlichung der erblickten Objekte benutzten. Nach alledem scheint es also, daß schon lange vor Christus Linsen zur Vergrößerung kleiner Gegenstände und zur Verbesserung des Sehens bekannt gewesen sind, also zu einer Zeit, zu der man über den Gang der Lichtstrahlen und dessen Gesetzmäßigkeiten nur sehr unvollkommene Vorstellungen hatte. Probiren ging eben auch hier, wie so oft, über Studiren. —

Der Gebrauch des Aluminiums. Als vor wenigen Jahren die Methoden der Aluminiumgewinnung so außerordentlich vervollkommenet wurden, daß dieses silberglänzende leichte Metall in großen Massen zu geringem Preise hergestellt wurde, da glaubte man vielfach, daß die Zeit des Eisens vorbei sei und daß das kommende Jahr-

hundert dem Aluminium gehöre. Seine Masse ist schier unerschöpflich, besteht doch ein Zwölftel der Erdoberfläche aus Thonerde, aus welcher das Aluminium gewonnen wird; es ist sehr dehnbar und läßt sich daher zu dünnem Draht ausziehen und in dünne Plättchen ausschlagen; es schmilzt erst bei 600 Grad und ist in heißen und kaltem Zustande äußerst widerstandsfähig gegen die Luft; ebenso erweist es sich gegen die andere chemische Agentien, z. B. gegen Salpetersäure, sehr widerstandsfähig. Da hierzu ein schöner Glanz und seine Leichtigkeit kommt, so schien die Verdrängung des Eisens unvermeidlich; hat doch dieses schwere, unscheinbare Metall nur eine sehr geringe Widerstandskraft gegen Säuren und wird es doch sogar in der feuchten Luft mit Rost überzogen und bis in's Innerste zerfressen.

Und doch hat in dem 6—7jährigen Kampfe der beiden Metalle das Eisen den unbestrittenen Sieg davon getragen, und heute denkt Niemand mehr an seine Verdrängung. Diesen Sieg verdankt das Eisen vor Allem seiner vollendeten Gußfähigkeit, sowie der seiner Legirungen mit wenigen Prozenten Kohlenstoff, ferner seiner außerordentlichen Elastizität und Härte, seiner unerreichten Festigkeit und seiner großen Schweißbarkeit, Alles Eigenschaften, die dem Aluminium abgehen. Freilich ist die Aluminiumproduktion enorm gestiegen, im Jahre 1897 betrug sie mehr als 2 Millionen Kilo gegen 1/4 Millionen Kilo im Jahre 1892; doch erreicht sie noch nicht den 15. Theil der Eisenproduktion, und was das Merkwürdigste ist: mehr als die Hälfte der gesamten Aluminiumproduktion wird bei der Eisenverarbeitung gebraucht. 1/10—1/20 Prozent Aluminium dem Gußeisen zugelegt, verhindert die zwar geringe, aber doch störende Pfaffenbildung. Auch Schmiedeeisen, das erst bei 1600 Grad schmilzt und zum Gießen viel höher erhitzt werden mußte, da es sich beim Gießen rasch abkühlt, wird dünnflüssig und läßt sich tadellos gießen, wenn man ihm beim Schmelzen 1 Prozent Aluminium zusetzt. Auch mit anderen Metallen konnte Aluminium in neuester Zeit legirt werden; so geben 95 Prozent Kupfer und 5 Prozent Aluminium die drachbolle goldgelbe Aluminiumbronze, die vielfach zu Schmiedegegenständen verwendet wird. Eine andere Aluminium-Kupfer-Legirung (90 Prozent Kupfer mit 10 Prozent Aluminium) übertrifft an Festigkeit selbst das Schmiedeeisen und den Gußstahl; doch läßt sich bisher noch kein völlig gleichmäßiges Material hieraus herstellen, was einer Verwendung im Großen vorläufig im Wege steht. Im Allgemeinen muß man sagen, daß das Aluminium kein Konkurrent des Eisens, sondern ein wesentliches Hilfsmittel bei seiner Verarbeitung geworden ist. — b.

Nachdruck des Inhalts verboten!

* Aus: „Strandgut“. Gera. Karl Vauß.